

Sarah Vaughan

*Das*  
Haus  
*der verborgenen*  
Träume  
*Roman*



BASTEI ENTERTAINMENT 

# *Inhalt*

Cover  
Über das Buch  
Über die Autorin  
Titel  
Impressum  
Widmung  
Zitate  
Prolog  
1  
2  
3  
4  
5  
6  
7  
8  
9  
10  
11  
12  
13  
14  
15  
16  
17  
18  
19  
20  
21  
22  
23

24

25

26

27

28

29

30

31

32

33

34

35

36

37

38

39

40

41

42

43

44

45

Epilog

Nachwort

Danksagung

## *Über das Buch*

In den 1940-er Jahren finden die Geschwister Will und Alice Zuflucht in Cornwall, wo sie auf Skylark Farm Freundschaft mit Maggie schließen, der Tochter des Eigentümers. Es dauert nicht lang, bis Will und Maggie ihre Liebe zueinander entdecken. Nach einer leidenschaftlichen Begegnung, die von Alice beobachtet wird, verlässt Maggie das Anwesen. Erst sechzig Jahre später wird ihre Enkelin Lucy das herzerreißende Geheimnis ihrer Großmutter lüften.

## *Über die Autorin*

Sarah Vaughan studierte in Oxford Englische Literatur und arbeitete viele Jahre als Journalistin für den Guardian. Sie lebt mit ihrer Familie in Cambridge, wo sie sich beruflich inzwischen hauptsächlich dem Schreiben eigener Werke widmet. Die Zutaten des Glücks ist ihr Romandebüt.

Sarah Vaughan

*Das*  
Haus  
*der verborgenen*  
Träume

Roman

Aus dem Englischen  
von Angela Koonen

BASTEI ENTERTAINMENT 

# BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige eBook-Ausgabe  
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:  
Copyright © 2016 by Sarah Vaughan  
Titel der englischen Originalausgabe: »The Farm at the Edge of the World«  
Originalverlag: Hodder&Stoughton. An Hachette UK company

Für die deutschsprachige Ausgabe:  
Copyright © 2017 by Bastei Lübbe AG, Köln  
Umschlaggestaltung: Kirstin Osenau  
Unter Verwendung von Motiven von © Vivienne Mok/Trevillion Images  
und © shutterstock: S.m.u.d.g.e | © mubus | schankz | foxie  
eBook-Erstellung: Urban [SatzKonzept](#), Düsseldorf

ISBN 978-3-7325-4973-3

[www.bastei-entertainment.de](http://www.bastei-entertainment.de)

[www.lesejury.de](http://www.lesejury.de)

Für Bobby  
In Liebe

Sie würde sich um die Farm kümmern;  
früh aufstehen ... hart arbeiten und die Mühe als Freude  
und Mittel gegen den Schmerz betrachten ...  
Sie gehörte zu ihrem Boden und wollte dorthin zurück,  
mit ihm verwurzelt sein wie ihre Vorväter.

Daphne du Maurier, *Jamaica Inn*



Sollen wir, weil der Weg schwer und lang,  
denn nicht beachten den Lerchengesang?

Anne Brontë, *Poems by Currer, Ellis and Acton Bell*

# *Prolog*



Die Farm steht vom Meer und dem scharfen Wind des Atlantiks abgewandt, ein langer geduckter Streifen Granit. Seit über dreihundert Jahren blickt sie auf die Gerstenfelder und die Ayrshire-Rinder, die langsam grasend umherziehen, rotbraune, massige Gestalten vor saftigem Grün.

Es beobachtet, dieses Farmhaus, so gleichbleibend wie die Felsen und mehr noch als die veränderlichen Dünen. Es sieht die Hecke, die zur Seite wächst, um den seltenen Autofahrer aufzuhalten – denn wenige kommen zu diesem Platz hoch über dem Meer. Mit dem Lauf der Jahreszeiten verändert sich vieles – der Weißdorn wird rot, dann kahl; der Himmel wird dunkel und nach dem Regen hell; das Getreide steht in Garben da und wird eingefahren –, aber die Aussicht bleibt dieselbe: eine Straße, die von diesem einsamen Küstenfleckchen wegführt, durch einen Teppich von Feldern mitten nach Cornwall hinein und in das übrige Großbritannien. Und darüber in der Ferne ragt in Ockergelb, Torfbraun und Grau das Moor auf.

Bei Sonnenschein sieht alles idyllisch aus, die Farm wirkt wie von einem Kind gemalt: Schieferdach, weiße Veranda, leicht schiefe Fenster, je eines rechts und links der Tür und daneben eines, das im achtzehnten Jahrhundert bei der Erweiterung des Hauses hinzugekommen ist. Die Proportionen sind gut. Ein selbstsicheres Haus, das dem Wind trotzt, auch wenn er die

Bäume fast in den rechten Winkel biegt und den Regen gegen die Fensterscheiben klatscht, ein Haus, das jeden Winter übersteht. Zwei Schornsteine hat es, und von Oktober bis Mai mischt sich Holzrauch mit dem satten Mistgestank des Stallhofs und den freundlicheren Gerüchen des Küstenstreifens: denen von saurer Silage, süßen Ginsterbüschen und salziger Seeluft, von nassem Gras und Kuhfladen, Kamille und Wicken.

An sonnigen Tagen leuchten die Granitmauern von Haus, Scheunen und Gesindehäuschen warm und freundlich. Der Stein hebt sich schimmernd vom Blau des Meeres ab. Spaziergänger, die beim Tee ihre Sahne-Marmeladen-Törtchen verschlingen, heften vom Garten aus den Blick auf das Panorama – die reifen Gerstenähren, die fetten Kühe, die Wellenreiter in der Bucht. Und dazu hören sie die Feldlerchen singen, eine herrliche, unbändige Melodie, die unablässig zum Dasein der Polblazey-Farm gehört, weshalb sie jeder nur Skylark-Farm, Feldlerchen-Farm, nennt.

Aber wenn die Feldlerchen zu singen aufhören und der Himmel grau wird, erscheint der Granit fast schwarz, die Farm nicht mehr einladend, sondern düster, wenn nicht gar abweisend. Dann tritt zutage, dass die Fensterrahmen gestrichen werden müssen und der Garten mit dem kurz geschnittenen, von holzigem Lavendel und Grasnelken gesäumten Rasen ungepflegt ist. Ein knorriger Holzapfelbaum beugt sich über eine morsche Bank, und eine Tamariske, die vom heftigen Wind entlaubt ist, zeigt landeinwärts. Die Skylark-Farm – durchdrungen von der Familiengeschichte und den Geheimnissen von sechs Generationen – streift sich den traditionellen kornischen Namen wieder über und wird zur Polblazey-Farm.

An solchen Tagen, wenn die Erde umgepflügt wird, die Feldsteine von Jauche glitschig sind und ein kreischender Schwarm Krähen dem Traktor folgt, ist die Farm so abgelegen und unversöhnlich wie nie. Denn jenseits der

Steilfelsen und der Landzunge liegt nur noch der blaugrüne Atlantik - und das ferne, unbekannte Amerika. Dann ist sie eine Farm am Ende der Welt. Ein Platz, wo die herrschenden Gesetze zumindest ein bisschen gebeugt werden können und jedes Geheimnis verborgen bleibt. Denn wer könnte es weitersagen? Und wer würde es hören?



London, 30. Juni 2014

Sie faltet den Brief auseinander und streicht ihn auf dem Küchentisch glatt. Er konnte keine gute Nachricht enthalten. Das wusste sie, sowie sie den Poststempel sah. Nun hat sie schwarz auf weiß, was sie bei dem Termin am Montag erfahren hat. Oben prangt der Name der Stiftung in anstattlichem Kobaltblau, das den Geruch von Desinfektionsmitteln und lauwarmem, zerkochtem Essen heraufbeschwört und an die pummeligen jungen Krankenschwestern erinnert, die sie mit »Liebes« anreden – als gäben Alter und Diagnose der Patientin ihnen das Recht, nicht nur Mitgefühl, sondern auch Zuneigung zu bezeigen. Sie will beides nicht. Schon der Gedanke an die verständnisvollen Blicke bringt sie in Rage.

Trotzdem. Einen Moment lang hat sie sich erlaubt zu hoffen. Sich eine Begnadigung vorzustellen. Dass es eine Verwechslung gegeben hat – und eine andere arme Frau die Nachricht erhält, die sie zu hören fürchtete.

Aber nein, da steht sie, in einem Brief an ihren Hausarzt, von dem sie eine Kopie erhalten hat.

*Bezug nehmend auf die gestrige Untersuchung von Mrs. Coates, schreibt der Onkologe Dr. Freedman, und der Gebrauch der dritten Person haut sie um: als meinte er*

jemand anderes. Und dann kommt der entscheidende Satz: *Bei dem Ultraschall der Leber hat sich gezeigt, dass das maligne Melanom vom oberen Rücken, das wir entfernt haben, metastasiert hat. In der Leber wurden mehrere Stellen gefunden. Eine Operation ist in ihrem Alter nicht ratsam.*

Sie blinzelt. Inoperabel. Nicht, dass sie noch einmal operiert werden will. Die Wunde, die eine Vollnarkose erfordert hat, reicht tief und juckt noch.

*Ich habe mit Mrs. Coates eine Biologika-Therapie erörtert, aber sie lehnte sie ab, nachdem Sorge wegen der Nebenwirkungen aufkam. Ihr ist klar, dass eine solche Behandlung ihr Leben höchstens um ein Jahr verlängern würde. Während unseres Gesprächs bestand sie darauf, dass ich eine Prognose stelle. Ich gab an, ohne Behandlung betrage die durchschnittliche Lebenserwartung ein knappes Jahr.*

Tatsächlich haben Sie mir vermittelt, werter Dr. Freedman, dass ein viel kürzerer Zeitraum wahrscheinlicher ist, denkt sie jetzt. »Wie lange wird es dauern, bis es mich beeinträchtigt?«, hatte sie nachgehakt, und ihre Stimme, die während des Arztbesuches so trocken war, hatte einmal kurz geschwankt bei der Frage. Sie wollte sich die Schmerzen, die extreme Müdigkeit, die Übelkeit gar nicht vorstellen, aber sie wollte doch lieber wissen, was ihr bevorstand. »Sechs Monate? Oder noch weniger?«

»Wir können Ihnen nur einen Durchschnittswert nennen«, hatte Dr. Freedman geantwortet und dann genickt, aber ungeheuer sanft. »Das kann niemand vorhersagen, aber es ist kein unwahrscheinliches Szenario.«

»Danke«, hatte sie gesagt.

Der Tod – den sie im Blick hat, seit sie Pam, das letzte ihrer Geschwister, verlor – ist ein Stück näher gerückt. Sechs Monate. Nach dreiundachtzig Jahren kommt ihr das sehr kurz vor. Und das, nachdem sie ihr Leben lang immer gern alles aufgeschoben, immer eine endgültige Frist gebraucht hat. Sie möchte glatt lachen, aber schwarzer Humor liegt ihr nicht, sie kann nur Haltung bewahren. Und daher klingt es mehr wie trockenes Husten.

Das einzig Gute ist – und sie bemüht sich sehr, Gutes zu finden –, dass sie endlich Bescheid weiß. Und im Schlaf zu sterben wie ihr Mann Ron mag zwar ideal erscheinen, aber vielleicht ist es besser, sich darauf vorzubereiten. Vielleicht braucht sie gerade das: diese Aufforderung, um ein paar ungelöste Probleme zu klären.

Und der Brief kommt ausgerechnet heute, am dreißigsten Juni. Sie hat diesen Jahrestag gefürchtet. Siebzig Jahre. Eine sehr lange Zeit. Der Zufall lässt sie frösteln. Als wäre ein Eiszapfen in ihre Körpermitte gedrungen und steckte fest, ohne zu tauen.

Nebenan heult eine Bohrmaschine. Die Bauarbeiter sind fleißig. Noch ein Dachausbau und eine Küchenvergrößerung, noch ein viktorianisches Reihenhaus, das aufgestockt und erweitert wird, obwohl ihre Nachbarn, ein junges Paar, das in der Innenstadt arbeitet, nur ein Kind haben. Ihre eigenen Eltern haben vor dem Krieg in einem Haus dieser Größe fünf Kinder aufgezogen. Dann wurden sie evakuiert – sogar Robert, der noch ein Baby war. Und das Leben änderte sich unwiederbringlich.

Sie gießt sich aus der braun glasierten Kanne eine Tasse Tee ein und wärmt sich die Hände daran. Wie ist es dazu gekommen, dass sie erst jetzt, kurz vor ihrem Tod, überlegt, etwas einzurenken, das sie schon vor Jahren hätte in Ordnung bringen sollen? Alles, jede Erinnerung, jeder beiläufige Gedanke, führt zurück zu jenem Sommer, den sie immer unbedingt vergessen wollte.

Ihr Blick huscht zu dem Computer auf dem kleinen Mahagonitisch in der Ecke. Wen will sie schützen? Jemanden, den sie einmal liebte? Oder sich selbst, die sie immer Angst vor Gegenbeschuldigungen hat und die so feige ist wie mit dreizehn? Sie spürt mit einem Mal einen Kloß im Hals und schluckt. Jetzt ist der beste Augenblick. Und sie hat nur sehr wenig Zeit.

Der Computer braucht eine Weile, um hochzufahren. Konzentriert navigiert sie mit der Maus zu dem gespeicherten Link und lächelt ein bisschen verkrampft. Die benutzen tatsächlich noch den alten Spitznamen. Der abschreckende kornische Name würde gerade mehr zu den Albträumen passen, aus denen sie neuerdings mit rasendem Herzen und schweißgetränktem Nachthemd hochschreckt. *Skylark-Farm, Trecothan, Nord-Cornwall. Geführt von Familie Petherick seit sechs Generationen. Selbstverpflegung und Cream Teas.* Sie sieht die Dünen vor sich und hört den schallenden Vogelgesang, das freudige Trillern.

Gerade von London angekommen, war sie damals von dem in der Luft schwebenden Fleck fasziniert. »Die Schwalbe benimmt sich aber ein bisschen komisch«, sagte sie, die noch nie zuvor eine Feldlerche gesehen hatte. Da war sie acht Jahre alt, naiv und vollkommen unschuldig. Bis sie die Farm wieder verließ, hatte sich das geändert.

Die Farm selbst sieht unverändert aus. Sie schaut sie sich an: massiv, siebzehntes Jahrhundert. Das war das Schlafzimmerfenster von Maggie, der Tochter des Hauses, die eine Rosentapete und ein schmiedeeisernes Bett hatte, und das dort ganz am Ende, dem Meer am nächsten, war ihr eigenes.

Nach Auskunft der Webseite ist es jetzt ein großer Milchbauernhof. Also keine Lämmer mehr, die über Frühlingswiesen springen, keine kühlen Märznächte mehr beim Lammen. Eine Erinnerung kommt ihr, und sie sieht sich im Lämmerschuppen: Es riecht stark nach zertretenem

Stroh, nach Schleim, Blut und Salzlauge. Tante Evelyn, die stets unzufrieden die Lippen zusammenkniff, schaut missbilligend zu, wie sie einem verwaisten Lamm die Flasche gibt und es hätschelt. Sie blendet das Bild aus – und auch die anderen, die in den frühen Morgenstunden zwischen den Albträumen aus der Erinnerung auftauchen. Sie würde die Farm niemals romantisieren, so wenig wie die Familie.

Trotz allem war sie für Evakuierte, die dem Schrecken des Bombenkrieges entkommen wollten, ein Zufluchtsort. Buchstäblich, wie die Frau vom Women's Voluntary Service zu ihrer Mutter sagte: »Da sind Sie sicherer.« Auf jeden Fall lag sie, vom übrigen Land abgeschnitten, am Ende einer Halbinsel, wo sich die Felder bis ans Ufer der stürmischen, unberechenbaren See erstreckten.

Sie öffnet den Belegungsplan der beiden Cottages, die für einige Wochen an Gäste vermietet werden, und sie sind überraschend preiswert. Und noch nicht ganz ausgebucht, was für Ende Juni verwunderlich ist. Die letzten beiden Augustwochen sind sie noch frei. Sie zögert. Soll sie das wirklich tun? Sie hat Krebs im Endstadium, das ist belastend genug. Sie hält inne, muss Tränen zurückdrängen, sodass das Bild erst einmal verschwimmt.

Wenn sie nichts unternimmt, wird sie sterben, ohne zu wissen, ob sich durch sie etwas wiedergutmachen ließe. Aber vielleicht kann sie die Dämonen, die ihr nicht nur nachts, sondern auch tagsüber Vorhaltungen machen, doch noch austreiben. Am Ende ihres Lebens sehnt sie sich nach Frieden. Und nach Versöhnung. Wenn es eine Möglichkeit gibt, das zu erreichen, dann, ja, ist es das Risiko wert.

Mit einem Klick markiert sie das Rechteck und wird auf die nächste Seite geleitet. Judith Petherick – Maggies Tochter? – wird ihr die Buchung per E-Mail bestätigen, wenn sie ihre Kontaktdaten angibt. Das tut sie, bevor der Mut dazu sie verlässt.

So. Jetzt ist es passiert. Zwei Tränen laufen doch noch, und sie wischt sie unwirsch weg. Sie kann es kaum glauben.

Nach siebzig Jahren kehrt sie auf die Farm zurück.



Es ist erschreckend, denkt Lucy später, als sie versucht, vernünftig zu sein. Wie sich das Leben innerhalb eines Moments vollkommen ändern kann! Als hinge es vom Fall einer Münze ab, ob es fröhlich oder taumelnd weitergeht – oder ob es zum Sturz kommt.

Als Krankenschwester weiß sie das. Sie hat gesehen, wie es sich auswirken kann, wenn jemand auch nur eine Sekunde lang unaufmerksam ist: zerquetschte Gliedmaßen und Lähmung, wenn auf der Autobahn zwei Fahrzeuge aufeinanderprallen; wenn bei einem Streit unter Betrunknen zuerst geschubst und dann das Messer gezogen wird; wenn die Mutprobe, die zuerst so spaßig erscheint – freihändig über den Dachfirst laufen oder mit dem Kopf voran in einen flachen See springen –, mit einem Unglück endet.

Auch als Tochter weiß sie das. Ein Unfall, tragisch, unnötig und vermeidbar, hat ihr den Vater genommen. Fred Petherick, zu Tode gekommen, weil er auf den Steilfelsen beim Joggen ausrutschte.

Trotzdem hat sie die Launenhaftigkeit des Lebens noch nie so deutlich gespürt wie heute. Ein simpler Fehler – ein »Beinahe-Schaden«, wie es in der Klinik heißt – hat ihre Welt zum Einsturz gebracht und die schmerzliche, grausame Fragilität offengelegt, weshalb sie jetzt im Badezimmer heulend auf dem Boden sitzt und sich mit geröteten verquollenen Augen im Spiegel sieht.

Über eine Katastrophe kann man hinwegkommen, denkt sie, als sie die Knie an die Brust zieht und die Arme darum verschränkt. Aber zwei? Zuerst eine Entdeckung, die alles auf den Kopf stellt, und dann ein Fehler bei der Arbeit? Zwei sind zu viel. So kommt es ihr vor. Denn es ist diese Kombination, durch die ihre Welt aus den Fugen geraten ist und sich ihr glückliches Leben in London als Illusion erwiesen hat. Es ist zerstoßen wie reifer Löwenzahn im Wind.

Lucy drückt die Knie noch fester an sich, da sie von neuen Schluchzern geschüttelt wird. Sie muss sich wieder einkriegen. Ihr schwirrt der Kopf, ihr Herz setzt aus, macht einen Satz, rast. Aufgedreht von Koffein, Zucker und Kummer, hat sie zwei volle Tage lang kein Auge zugetan. Und jetzt liegt ihr Leben zerbrochen vor ihr, höhnischen Blicken ausgesetzt, als wäre ihr ein Koffer voll anstößiger Kleidung aufgegangen und jeder könnte die sehen.

Gestern Morgen fing es an. Sie kam von der Nachtschicht auf der Neugeborenenstation nach Hause, todmüde, mit brennenden Augen, und ging nach oben duschen. Das Döschen mit Einmalkontaktlinsen, das auf dem Waschbecken lag, irritierte sie, denn Matt hat sehr gute Augen. Da beschlich es sie schon kalt.

Vielleicht war einer ihrer Freunde über Nacht geblieben, der Kontaktlinsen trug? Beim Abtrocknen und Anziehen ging sie in Gedanken durch, wer es sein könnte, aber ihr fiel keiner ein. Statt mich davon beunruhigen zu lassen, sollte ich lieber ein paar Stunden schlafen, dachte sie. Sie streckte sich im Bett aus und versuchte, sich zu entspannen. *Stell dir vor, du bist jetzt auf der Farm.* Sie dachte an die Landzunge, sah sich dort oben auf dem Steilfelsen stehen, genau am Rand, nahm die Aussicht in sich auf, linker Hand Land's End, rechter Hand Devon und vor ihr der Atlantik, aquamarinblau, dann blaugrün und am Horizont dunkelblau. Sie fühlte den steifen auflandigen Wind im Gesicht, der die Kraft der Sonne vergessen macht,

sah die Möwen aufsteigen und auf den Steinen unten zwei Seehunde liegen.

Es war zwecklos. So müde sie war, sie rätselte immerfort weiter. Selbst der Zustand ihres Bettes störte sie. Die Wäsche sollte gewechselt werden. Matts Kopfkissen roch leicht nach Schweiß. Vielleicht sollte sie das mal eben erledigen. Sie schlug die Decke zurück, und dabei sah sie weiter unten in der Mitte ein langes Haar, nur eines, harmlos und leicht abzutun. Doch sie selbst war blond und dieses war dunkel. Es war ein prächtiges Haar, das von einer Spanierin stammen konnte, zum Beispiel von Matts Kollegin Suzi. Und in dem Moment sah sie die beiden zusammen auf der Weihnachtsfeier der Werbeagentur. Suzi lachte schallend über eine Bemerkung von Matt und tippte ihm an den Unterarm, um etwas zu betonen. Ihr ganzes Verhalten verströmte sexuelles Selbstbewusstsein. »Sie frisst Männer mit Haut und Haaren«, meinte er später lachend, als Lucy ihn darauf ansprach. »Erschreckend.« Und jetzt stellte sich heraus, wie gern er sich erschrecken ließ.

Sie sprang aus dem Bett. Das war derart klischeehaft und vorhersehbar, die Grausamkeit so beiläufig. Es war fast, als wollte Matt es sie merken lassen. Sie dachte an ihre Ehe – für ihn war die Leidenschaft vergangen, ja. Aber war das nicht normal im siebten Jahr einer Beziehung, wenn beide so hart arbeiteten? Jetzt fragte Lucy sich, ob sie ihn überhaupt richtig kannte. Wer war dieser Werbemensch eigentlich? Ein angeblich einfühlsamer *Guardian*-Leser, der die Romane von Hilary Mantel mochte, der lieber Vietnamesisch als Thailändisch aß, Zimt statt Kakao auf den Cappuccino streute, der sein schweres Brillengestell hochschob, wenn er nervös war, und sich ärgerte, wenn sie ihm sagte, er sei beinahe zu schön für einen Mann. »Also ... nicht gut aussehend?«, hakte er nach. »Doch ... ja, natürlich ... aber auf eine zierliche Art.« Dabei knöpfte er sich seine schmale Strickjacke zu.

Er ist kein aggressives Alpha-Männchen, aber ihr Freund, der Mensch, der sie nach dem Tod ihres Vaters im Arm hielt und ihr sechs Monate später einen Heiratsantrag machte, der sie wieder aufrichtete.

Dieses Haar, die Tatsache, dass er nicht nach verräterischen Spuren geschaut hat, dass er in ihrem Ehebett mit seiner Geliebten geschlafen hat, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, ob seine Frau es merkte, führt ihre Ehe ad absurdum.

Und dann stritt er es nicht einmal ab. Als er am Montagmittag nach Hause kam – sie hatte ihn angerufen und gesagt, sie müssten miteinander reden –, stand sie in der Küche und schnitt aus einem unerfindlichen Grund Paprika klein. Bei jedem energischen Schnitt des Messers überstürzten sich ihre Gedanken. Als er hereinkam, legte sie es mit zitternder Hand hin. Bitte, streite es ab, dachte sie, als er ihre Augen in Tränen schwimmen sah. Sag mir, es sei ein Missverständnis, ich bilde mir das nur ein. Gib mir eine plausible Erklärung.

Stattdessen: »Ich brauche Zeit zum Nachdenken.« Das sagte er geradezu aufreizend ruhig, während sie weinend dastand und sich wünschte, er möge es irgendwie wiedergutmachen.

Kannst du mich einfach in den Arm nehmen?, hätte sie gern geschrien, obwohl sie wusste, wenn er das täte, würde sie ihn wegstoßen. In dem Moment wünschte sie sich eine der innigen Umarmungen ihres großen breitschultrigen Vaters, bei denen sie sich immer gefühlt hatte, als könnte ihr nichts Schlimmes passieren, als wäre sie gegen die Welt geschützt. Matt konnte ihr das nie geben. Sie passten körperlich nicht zusammen – sie rundlich, weich, er zu schmal und dünn.

An der Tür blieb er noch einmal stehen. »Ich melde mich.«

An dem Abend musste sie zur Nachtschicht. Es war die letzte von fünf. Sie hatten auf der Station zu wenig

Personal, als dass sie sich krankmelden konnte. Aber sie war erschöpft und abgelenkt. Sie verloren beinahe einen Patienten. Einen äußerst schwachen Säugling, geboren in der fünfundzwanzigsten Woche, der sich seit drei Wochen ans Leben klammerte. Lucy betrachtete dieses Kind, das sie reanimieren mussten. Der Kleine war nur Haut und Knochen, er verschwand fast in seiner Windel und dem Mützchen. Und obwohl es unprofessionell war, sich zu Gefühlen hinreißen zu lassen, rang sie mit den Tränen.

Doch für so etwas war keine Zeit. Sie hatte noch zwei andere Säuglinge zu versorgen und zu überwachen, Medikamente zu verteilen, Schläuche abzusaugen, Beatmungsparameter zu modifizieren. Der kleine Jacob Wright hätte längst sein Morphium bekommen müssen – und da machte sie den Fehler.

»Ähm, Lucy?« Emma Parker, die jüngste ihrer Kolleginnen, wurde rot, als sie die Dosis überprüfte, die Lucy gerade abgemessen hatte, bevor die Infusion verabreicht wurde.

»Sie haben einen ganzen Milliliter Morphin, nicht null Komma eins in die Salzlösung gegeben. Ist das nicht die zehnfache Menge dessen, was er bekommen darf?«

Ihr wurde schwindlig. Die stets stickige Luft auf der Säuglingsintensivstation machte ihr zu schaffen. Lucy sah Sterne.

»Ich ... das kann doch nicht sein, oder?«

Und dann blickte sie auf die leere Ampulle, und in der Sekunde wurde ihr schlagartig kalt im Bauch, und sie sah ihre Welt einstürzen, unwiederbringlich.

Denn Emma hatte recht. Natürlich. Sie hatte schon länger keine Infusionen mehr zurechtgemacht und nun 1,0 ml aufgezogen, anstatt nur 0,1 ml und den mit 0,9 ml Natriumchlorid zu mischen. Solch eine kleine, aber tödliche Differenz, solch ein schrecklicher Fehler, der schnell passiert war.

»Bin ich froh, dass wir das noch bemerkt haben!« Emma lachte beklommen, um ihrer selbst willen verlegen. »Es ist nichts Schlimmes passiert.« Sie schaute ihre Vorgesetzte an, die Unterlippe zwischen die Zähne gezogen.

Oh, wäre es aber beinahe! Und wie! Hätte sie Jacob die Dosis gegeben, wäre er gestorben. Gar keine Frage. Es wäre zum Herzstillstand gekommen. Ihr wurde eng in der Brust, wenn sie daran dachte. Es den Eltern beizubringen, seinem Vater, der immer wieder sagte, sein Sohn sei ein Kämpfer, und seiner schönen, zierlichen Mutter. Wie hätten die beiden reagiert, wenn sie begriffen hätten, dass ihr Söhnchen durch einen Fehler des Personals – durch *ihren* Fehler – gestorben war?

»Ich fülle gleich ein Datix-Formular aus und teile es der Leitung mit.« Lucy räusperte sich, versuchte, tief zu atmen, klar zu denken. Ihre Hände waren feucht von Schweiß, in ihren Achselhöhlen zwickte es.

»Das ist doch nicht nötig. Ich werde nichts sagen, versprochen«, beharrte Emma, und Lucy konnte sehen, wie sie ihre Bestürzung über den Fehler der Vorgesetzten zu überspielen versuchte. Wahrscheinlich stellte sie sich die Konsequenzen vor, wenn sie es nicht bemerkt hätte. Der Tod eines Säuglings bedeutete Suspendierung und Disziplinarmaßnahmen für sie beide.

»Nein.« Lucy blieb fest. Als Stationsschwester hatte sie mit gutem Beispiel voranzugehen, so sehr es auch zum eigenen Nachteil war. »Das ist eine ernste Sache. Das zählt als Beinahe-Schaden.«

»Also, wenn Sie meinen«, sagte Emma und war sichtlich erleichtert, weil ihre Vorgesetzte das Richtige tat.

Beschämt wandte Lucy sich ab.

Das war nicht ihr erster Fehler, wie Ruth Rodgers, die Direktorin, herausstellte. Sie schlug Lucy vor, sich für eine Weile krankzumelden. Kürzlich hatte Lucy eine Nachwuchskraft mit einem schwer kranken Säugling betraut, der später reanimiert werden musste, und hatte

andere Dienstplanfehler gemacht. Nichts so Ernstes, aber trotzdem: Ob sie nicht meinte, dass ihr Urteilsvermögen zurzeit ein bisschen angeschlagen sei?

»Das sieht Ihnen gar nicht ähnlich«, fuhr Mrs. Rodgers fort. »Sie sind sonst immer sehr konzentriert, und das erwarten wir von einer erfahrenen Schwester wie Ihnen.« Sie hielt inne, neigte den Kopf zur Seite, als wollte sie etwas Heikles zur Sprache bringen. »Darf ich fragen, ob bei Ihnen zu Hause alles in Ordnung ist?«

Da wurde Lucy klar, dass sie das Vertrauen der Klinikleitung verloren hatte. Man hielt sie nicht mehr für eine gewissenhafte, gründliche, zuverlässige Angestellte. Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

»Gehen Sie zu Ihrem Hausarzt und zum Betriebsarzt und lassen Sie sich krankschreiben.« Mrs. Rodgers war energisch und sachlich. »Vielleicht brauchen Sie ein paar Wochen frei. Zwei Monate. Genesungszeit, keine Suspendierung. Zeit, um wieder arbeitsfähig zu werden.«

Innerhalb von zwei Stunden vertauschte Lucy die gewohnte Umgebung des Krankenhauses, in dem sie seit fünf Jahren arbeitete, mit der Anonymität der stark belebten Londoner Straßen. Schwesternkittel und Namensschildchen hatte sie in der Klinik gelassen. Ihr Status stand infrage, unabhängig davon, was der Betriebsarzt sagen würde. Sie war fassungslos. Nicht mehr Krankenschwester. Nicht mehr Ehefrau. Was war sie noch, und was tat sie hier?

Sie trieb hilflos aufs offene Meer hinaus.

Nun, zu Hause, beugt sie sich würgend über die Toilette. Der Schock hat sie mit der Wucht einer Sturmwooge getroffen. Sie hält sich an dem kalten Keramikbecken fest, versucht, sich zu beruhigen, wartet, dass die Übelkeit abklingt. Sie zittert am ganzen Leib. Und muss erneut würgen.

Es ist jetzt früher Nachmittag. Die Sonne scheint auf den Teppich. Sie schleppt sich auf das durchgesessene Sofa und versteckt sich vor der Welt. In Fötushaltung liegt sie da, hält ihren Kummer in sich, damit er nicht in das sonnige Wohnzimmer ihrer Maisonettewohnung überströmt, in ihre Zuflucht vor dem hektischen Getriebe Londons. Die Wohnung hat sie sich bis gestern mit Matt geteilt. War das wirklich erst gestern? Der Tag gehört einer anderen Zeit an. Sie wischt die Tränen weg und putzt sich die Nase.

Als das Zimmer im Schatten liegt, wandert sie umher. Sie fühlt sich leer, sie hat alles verloren: Ehemann, berufliche Reputation und vielleicht auch ihre Karriere, denn im Moment weiß sie nicht, wie sie noch als Krankenschwester arbeiten soll.

Als sie an den Kamin tritt, legt sie die Fotos von Matt und sich hin und nimmt eines von ihrem Vater in die Hand, auf dem er strahlend vor dem Farmhaus steht. Liebster Dad. Als ich das letzte Mal so getrauert habe, war es deinetwegen. Vier Jahre her und manchmal wie gestern. Sie betrachtet die Züge eines Gesichts, das nicht mehr älter werden wird, und starrt auf seine Augen. Dunkelbraun, Lachfältchen. »Großartig!«, hört sie ihn mit dröhnender Stimme sagen.

Hinter ihm leuchten das Meer und die goldgelbe Gerste, die grüne Hecke, das helle Grau des Farmhauses. Das Heimweh kommt überraschend. Damals konnte sie es nicht erwarten, von dort wegzukommen - in dem Sommer herrschte die Maul-und-Klauen-Seuche. Es ist so öde und langweilig hier, dachte sie als Teenager. Aber jetzt sehnt sie sich genau danach. Der einzige Platz, an dem sie sein möchte, ist oben auf der Landzunge, mit ausgebreiteten Armen bei starkem Wind, der alle Angst und Trauer wegweht.

Soll sie nach Hause fahren? Ihnen während der arbeitsreichen Sommermonate helfen? Ihre Wunden lecken

und sich wieder erholen?

Die Idee gärt in ihr. Ihre Mutter würde sie mit offenen Armen empfangen, den Schieferweg entlang auf sie zulaufen, mit fragender Miene, und sie fest in die Arme schließen. Zu Hause würde sie bedingungslose Liebe und Unterstützung bekommen. Und was spricht dagegen? Dass sie wieder das Kind wäre. Was eine fast zweiunddreißig Jahre alte Frau nicht wollen kann. Aber ihr Leben ist nicht dasselbe wie vor zwei Tagen, und die üblichen Regeln und Erwartungen passen nicht mehr. Die Skylark-Farm, ihr einstiges Zuhause, da will sie jetzt sein und nirgendwo sonst.

Zitternd greift sie zum Telefon.

Eine sanfte Stimme mit kornischem Tonfall meldet sich.

»Mum?«, fragt Lucy, und vor Erleichterung bringt sie keinen weiteren Ton heraus.

»Lucy? Ist alles in Ordnung?«

Und die Tränen fließen warm und nass. Sie muss sich einen Moment sammeln, um einen Satz herauszubekommen.

»Lucy?« Ihre Mutter klingt noch besorgter.

»Mum. Bitte, kann ich nach Hause kommen?«



Cornwall, 30. Juni 1944

Das Meer war dunkelblau, als Maggie am Abend zu der leeren Bucht hinunterstieg, um zu schwimmen. Sie sollte eigentlich in ihrem Zimmer sitzen und für ihre Abiturprüfungen nächste Woche den Stoff wiederholen.

Vorsichtig achtete sie auf jeden Schritt und nahm den gewohnten Weg, wo nur wenige schmerzhaft Sprünge nötig waren, nur wenige Miesmuscheln und Seepocken ihr in die Fußsohlen stachen, wo kein glitschiger Seetang wuchs. Schon als kleines Mädchen war sie über diese Felsen geklettert, aber noch immer hatte sie Angst, auf dem gemeinen Grünzeug auszurutschen.

Die Flut stand hoch; das Wasser bedeckte die sanft abfallenden Felsen bis dahin, wo sie steil wurden. Langsam ließ Maggie sich ins Wasser gleiten. Die Kälte brannte am schlimmsten im Schritt und an den Brüsten. Schnell tauchte sie mit den Schultern unter und schwamm los, um die eisige Kälte nicht noch länger ertragen zu müssen. Wenn sie doch nur verschwinden könnte, vom Meer verschluckt würde, tief unten wäre, wo keiner sie sehen konnte, abgesehen von ein paar Krabben und Fischen!

Sie schwamm mit kräftigen Zügen und offenen Augen. Das Salzwasser brannte, aber sie musste sich ganz hineintauchen. Maggie bekam nasse Ohren und blies dicke Luftblasen aus, die ihren Kopf mit einem Gurgeln füllten,

das lustig wäre, wenn ihr Magen nicht vor Trauer schmerzen würde. Sie tauchte auf und schwamm in dem Wissen weiter, dass sie die Bucht schon verlassen hatte und aufs offene Meer zuhielt. Maggie wollte zur ersten Höhle, wo sie sich versteckt hatten, dann zur zweiten und zu der Stelle, wo sie sich zum ersten Mal geküsst hatten.

Eine Welle hob sie an und nahm sie mit hinab. Das Meer wurde kabbelig. Der Himmel, der vor nur zwei Stunden noch blau und mit Schäfchenwolken überzogen gewesen war, wurde immer grauer. Die Luft war kalt. Sie hielt an und trat Wasser. Besser, sie schwämme noch einmal hin, wo sie ganz für sich allein wäre und weinen konnte, wo die Tränen sofort weggespült würden.

Denn über Trauer wurde zu Hause nicht gesprochen. Ihr Vater warf ihr vielleicht mal einen mitfühlenden Blick zu, wusste aber nicht, wie er sie darauf ansprechen sollte, und ihre Mutter weigerte sich, es zur Kenntnis zu nehmen oder sie auch nur mit einer Spur Mitleid anzusehen. So schien es jedenfalls. Joanna war ausgezogen, um woanders zu arbeiten - »sie weiß zu viel«, hatte ihre Mutter gesagt -, und Alice war umquartiert worden zu einer Familie unten in St. Agnes. Nächste Woche würden zwei neue Evakuierte einziehen, zwei Brüder von sieben und acht Jahren.

Nichts war vorgefallen, das ließ ihre Mutter jedenfalls jeden glauben, und doch hatte sich Maggies Welt völlig verändert. Sie stieß ein ungläubiges Geheul aus. Es klang jämmerlich, wie das Blöken eines Lamms, obwohl es sich bei allem, was sie empfand, wie wütendes Löwengebrüll anhören musste. Ihre Wut war so groß, sie konnte sie manchmal nicht zurückhalten. Und Verzweiflung war in den letzten zehn Wochen das alles beherrschende Gefühl gewesen, und eine schreckliche Betäubung. Schuld und Verzweiflung, bitter und unablässig. Und immer wieder Angst, dass sie nichts tun konnte.

Manchmal wurde sie von den Gefühlen überschwemmt. Am Mittag in der Schule hatte sie sich zitternd im

Musikschrank versteckt, so verzweifelt war sie. Bitte, lieber Gott!, hatte sie gefleht, obwohl sie seine Existenz immer mehr bezweifelte. *Beschütze ihn, bitte, beschütze ihn!* Als passierte ihm gerade etwas Schlimmes.

Sie drehte sich auf den Rücken und ließ sich treiben, sah die Wolken quellen und wachsen. Ihre Locken breiteten sich um den Kopf aus wie ein Halo, ihre ausgestreckten Arme bildeten mit dem Körper ein Kreuz. So trieb sie auf dem Wasser weiter vom Land weg.

Ich könnte mich einfach aufgeben, dachte sie leidenschaftslos. Und dann brach die Wolke über ihr, und die Wasseroberfläche wurde bespritzt; die Tropfen klatschten Maggie ins Gesicht.

Der Regen hatte die Farm noch nicht erreicht, und als sie dorthin sah, zu der Anhöhe, wurde das Haus von einem Sonnenstrahl beschienen.

Maggie kehrte um und schwamm zurück zum Ufer.